

Erinnerungen an eine Zeit ohne Navigationssystem, Google Earth und Mobiltelefon

Tims Handy

Peter Marko

Nach mehr als zehn Jahren in der Forschung begann ich mit meiner klinischen Ausbildung. Ich wollte mich mit dem in vielerlei Hinsicht genauen Gegenteil zur Forschung beschäftigen: der Allgemein- oder noch lieber Familienmedizin. Eine Praxis auf dem Land schien mir dazu geeigneter zu sein als eine in einer Stadt. Es gab damals, Anfang der Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts, keine Vorgaben hierfür, keine Curricula, keine besondere Ausbildung. Generationen von Ärzten erwarben wichtige Kenntnisse und Fähigkeiten auf diesem Gebiet durch Vertretungen. Nicht lange nachdem ich in einer chirurgischen Abteilung eines Landspitals zu arbeiten begonnen hatte, wollte ich meine Sommerferien zu solch einer Vertretung benützen. Ich fand eine Vertretung in einem Dorf am Vierwaldstättersee. Der Kollege wollte sich mit einem Monat Ferien in Skandinavien von der Überarbeitung und den Strapazen seiner überlaufenen Praxis erholen. Als ich mich vorstellte, zeigte er mir «kursorisch» das Dorf und sagte, dass oberhalb am Hang noch vereinzelt Bergbauern wohnten, die aber in der Regel gesund seien, und wenn nicht, so schmücke eine Wand in einem Zimmer seines geräumigen Hauses eine grosse Luftaufnahme der Gegend, auf der alle Häuser gut zu erkennen seien – ein Vorgänger des Google Earth. Die Arztgehilfin wisse, wer wo wohne. Er liess mir den Schlüssel vom älteren der zwei Praxisautos da und erklärte, was ich tun solle, wenn es seine Altersmucken bekäme. Es schien, dass er mehr meinen Fähigkeiten vertraute, mit Menschen umzugehen als mit Maschinen.

Eine Praxis auf dem Land schien mir für Allgemein- oder Familienmedizin geeigneter zu sein.

Eigentlich war es unverantwortlich und frech von mir, aber der Kollege fand keinen Besseren, Erfahreneren für die harte Knochenarbeit. Seine Ferienpause diente auch den Patienten, da er sie nachher wieder frisch und fröhlich behandeln konnte, begründete und entschuldigte ich es mir. Und ich wollte so schnell und so viel lernen wie nur möglich.

Der Notfalldienst war in der Gegend zwar schon damals organisiert, aber wegen der niedrigen Ärztedichte konnte die Entfernung zu einem Patienten über fünfzig Kilometer betragen, und daher, mehr wegen

der Patienten als der Kollegen, verpflichtete ich mich, für «unsere» Patienten dauernd in Bereitschaft zu sein. Die zwei Arztgehilfinnen konnten sich dafür abwechseln. Kurz nach dem Mittagessen am ersten Samstag, ich weilte dort erst zwei Tage, rief eine Bäuerin an, die eben dort oben an dem Hang wohnte, dass sie unerträgliche Kopfschmerzen habe. Wir begaben uns in den Raum mit dem grossen Bild, und die Arztgehilfin zeigte mir, wohin und wie ich fahren sollte. Ich studierte die Krankengeschichte und erfuhr, dass die Bäuerin nicht so wie versprochen gesund wie eine Rübe sei, sondern unter anderem ab und zu unter Migräneanfällen leide – und noch wichtiger –, was Herr Doktor in solchen Fällen erfolgreich tat. Die Massnahmen, die ich bei dem störrischen Auto ergreifen sollte, waren dagegen nicht ganz einfach, und ich nahm an, bei einem solch dringenden Notfall würde ich sie schneller beheben, wenn mir mein zehnjähriger Sohn dabei hilft. Wir fuhren los und bald sollten wir am Ziel sein. Weit und breit war kein Haus zu sehen. So fuhren wir weiter bergaufwärts, bogen wie befohlen bei der nächsten Gelegenheit nach links und sahen zwei-, dreihundert Meter unten das Haus, das wir vom Bild schon kannten. Aber es war kein Zugang von der Strasse dazu zu erkennen. So fuhren wir wieder nach unten, bogen bei der nächsten Möglichkeit nach rechts – und sahen das besagte Haus zwei-, dreihundert Meter oberhalb von uns. Diesen Vorgang wiederholten wir noch zweimal, worauf wir verzweifelt beschlossen, zu unserer Basis zurückzukehren.

Die Arztgehilfin bestätigte, dass wir richtig gefahren waren, aber, da sie selbst nie dort gewesen war, wusste sie nicht, wo der Haken sein könnte, hatte aber die erlösende Idee, dort anzurufen und darum zu bitten, dass uns jemand auf der Strasse erwarten solle. Wir fuhren erneut los, und in der Tat, auf der Strasse wartete ein Mädchen im Alter meines Sohnes, das uns den fast parallel zur Strasse versteckt abbiegenden schmalen Feldweg zeigte. Wir sind ihm sicherheits halber zu Fuss gefolgt. Ich entschuldigte mich bei der Patientin, dass wir so spät kämen, und verabreichte ihr die angegebene Spritze. Erleichtert und doch auch stolz kehrten wir von meinem ersten ärztlichen Besuch nach Hause zurück. Ich lernte dabei etwas Wichtiges, Nützliches für meine Zukunft – im Zweifel soll bei neuen Besuchen, wenn möglich, jemand auf mich draussen auf der Strasse warten.

Entsprechend meinen oben beschriebenen Wünschen hatte ich die erste Praxis in Zweisimmen im Berner Oberland. Daneben war ich Belegarzt und während meiner Wochenenddienste vertrat ich den

Korrespondenz:
Dr. med. Peter Marko
Bruggwaldstrasse 39e
CH-9009 St. Gallen
p.marko@bluewin.ch

medizinischen Chefarzt bei dessen Abwesenheit im Spital. Heute unvorstellbar. Das Gebiet erstreckte sich über gut fünfundzwanzig Kilometer. Viele Patienten wohnten in weit voneinander liegenden Häusern, hatten zum grossen Teil kein eigenes Auto, so dass Besuche unser tägliches Brot waren. Manche Patienten überschritten nie die Grenze des Tales, und so war für sie natürlich und selbstverständlich, dass jeder wissen sollte, wo sie lebten. Sie betrachteten auch den Weg

Schnee getrampelter Pfad weiterführte. Da es so gut klappte, war ich guter Dinge. Nach fünfhundert Metern fand ich keine Abbiegung nach rechts, erst weiter, nach mehr als einem Kilometer, sah ich rechts ein Bauernhaus mit einem grossen Stall. Meine Schuhe hatte ich weder für den Weg noch für die Entfernung gewählt und ich begann, Feuchtigkeit zu spüren. Ich war froh, dass ich nicht zu den Häusern weiter oben musste, wo ich Lichter sah. Als ich das Haus erreichte,

Dann solle ich den Wagen abstellen und ungefähr fünfhundert Meter weiter zu Fuss gehen, dann rechts abbiegen.

aus der Sicht ihres Standpunktes, und wenn sie sagten, ich solle nach links abbiegen, war es von mir aus nach rechts. Auch die Entfernung schätzten sie nicht sehr zuverlässig. An einem späten Winternachmittag rief eine junge Mutter an, ihr kleiner Sohn sei nicht in Ordnung, habe Fieber, weine und greife sich oft an ein Ohr. Sie könne mit ihm nicht in die Praxis kommen, ob ich sie ausnahmsweise nicht besuchen könnte. Ich fragte, wie ich sie finde. Ich solle die Strasse fahren, so weit ich könne. Dann solle ich den Wagen dort abstellen und ungefähr fünfhundert Meter weiter zu Fuss gehen, dann rechts abbiegen. Zufällig war der nächste Patient erst nach sechs Uhr bestellt, so dass ich ihr sagte, sie habe Glück, ich führe gleich los.

Ich packte im Rucksack ein, was ich für eine Mittelohrentzündung eines kleinen Kindes für nötig hielt. Ich kam zu der Stelle, wo ich den Wagen verlassen musste, da nur ein schmaler, von Menschen im

fragte ich den Bauern im beleuchteten Stall, ob ich da richtig sei. Er zeigte auf die Häuser oben am Hang und sagte, dort müsse ich nach rechts in den Wald abbiegen und dann noch drei-, vierhundert Meter weiter. Es stimmte. Als ich in das «gelobte» Haus eintrat, untersuchte ich in Ruhe nicht nur den Knaben, sondern auch dessen Schwester, die inzwischen ähnliche Beschwerden hatte. Ob Bakterien oder «nur» Viren die Verursacher waren, bemühte ich mich, in Anbetracht der Umstände, nicht zu entscheiden, und ohne Zweifel und Gewissensbisse hinterliess ich für beide ein Antibiotikum, Ohrentropfen und Zäpfli gegen Schmerzen. Endlich konnte ich meine Frau anrufen und sagen, sie solle den Patienten nach Hause schicken, es dauere mindestens noch eine Stunde, bis ich nach Hause käme. Sie habe es schon längst getan, antwortete sie mir, rücksichtsvoll, ohne sich nach Gründen für meine Verspätung zu erkundigen. Als ich mich verabschiedete, fragte ich die Mutter ruhig, ob sie wirklich meine, es seien zu ihnen nur fünfhundert Meter. Sie fragte überrascht und überzeugend ehrlich zurück: «Stimmt es nicht?» Schon ein paar Jahre später wurden solche Besuche einfacher – man holte mich mit dem Motorschlitten ab.

Wie man sieht, die Besuche waren ein Stück harter Arbeit, auch als ich die Gegend und die Patienten besser kannte. Einmal am Sonntagnachmittag wurde ich zu einer Frau gerufen. Sie wohnte nicht weit von der Praxis, und so nahm ich meinen Koffer und ging zu Fuss dorthin. Unten im Geschäft fand ich ihren Mann, der etwas ordnete und richtete. Ich fragte ihn, wo ich seine Frau finden könne, und er erklärte mir ruhig, ohne etwas zu fragen, in welchem Zimmer im ersten Stock sie sei. Dort lag in ihrem Bett, wegen Fieber und Müdigkeit vom Schlaf übermannt, eine schwerkranke Frau – dachte ich. Ich weckte sie sanft. Sie reagierte sehr überrascht, als ob sie einen Spuk und nicht den Dienstarzt vor sich hätte. Nicht nur um ihre vom Fieber bedingte Verwirrung zu prüfen, sondern auch, um die Situation zu klären, fragte ich sicherheitshalber, ob sie Frau P. sei. Sie sagte ja. Sie sei doch krank, wollte ich sie überzeugen. Nein, antwor-



Hier also wohnt die Patientin – doch wie kommt man mit dem Auto dorthin?

tete sie. Ich sei doch zu ihr gerufen worden. Vielleicht sollte ich zu ihrer Schwägerin, die aber anderswo wohne, erklärte sie mir. So war es auch. Das ist die Berner Natur: Wenn ich zu seiner Frau will, ist es meine Angelegenheit, in die er sich als Ehemann nicht einmischen möchte. Ich lernte davon wieder etwas Wichtiges.

An manchen Wochenenden, zum Beispiel während der Grippezeit, musste ich mehr als dreissig Mal ausrücken und daneben noch die Patienten in der Praxis und im Spital betreuen. Jeden Besuch, tagsüber oder nachts, musste ich meiner Frau melden, damit sie mich erreichen konnte, falls sich etwas änderte:

«Jeden Besuch, tagsüber oder nachts, musste ich meiner Frau melden, damit sie mich erreichen konnte, falls sich etwas änderte.»

Entweder musste ich kurzfristig woanders als geplant hinfahren oder sogar dort, wo ich gerade war, überhaupt nicht erst anfangen, sondern stattdessen zu einem noch dringenderen Fall, manchmal ins Spital oder in die Praxis, fahren. Nicht selten hatte ich eine Liste von bis zu zehn Besuchen, die entsprechend der Landkarte in mühsamer «Denkarbeit» zusammengestellt und geordnet worden waren und die dann komplett über den Haufen geworfen wurde. Jetzt, wenn überhaupt noch nötig, organisieren es verschiedene Computerprogramme.

Ende der Achtzigerjahre, inzwischen sind wir nach Romanshorn an den Bodensee gezügelt, kamen die ersten tragbaren Telefone. Mit den Erfahrungen aus Zweisimmen dachte ich doch, ich müsse diese neue Errungenschaft haben, sie werde uns das Leben noch zusätzlich erleichtern; obwohl hier eigentlich nicht mehr so schwierige Aufgaben auf mich warteten, da das Gebiet flach und kleiner war – ich brauchte Patienten ins Spital nur zu überweisen und nicht dort zu betreuen, hatte weniger Patienten, und das mit besseren Transportmöglichkeiten, dachte ich.

Das tragbare Telefon war eine ziemlich grosse und schwere Kiste, viel schwerer als mein Notfallkoffer.

Ich musste sie in einem vierzig Kilometer entfernten Geschäft abholen. Das alles ging noch, aber der Empfang war in unserem Grenzgebiet zu Deutschland nicht überall gewährleistet. Swisscom wollte nicht, dass man auch nach und von Deutschland mit demselben Tarif wie in der Schweiz telefonieren konnte. Als ich zu einem Unfall in eine Fabrik musste, legte ich das Gerät neben mir ab und versorgte den Patienten. Überrascht war ich, als die Sekretärin in Eile kam und mir von meiner Frau etwas Dringendes, Wichtiges ausrichten liess. Sie konnte mich mit dem tragbaren Telefon nicht erreichen. Die Telefonfirma anerkannte mein Problem und war noch so anständig, dass ich die fast

tausend Franken, die ich bereits für das Gerät bezahlt hatte, zurückerhielt. Ich blieb aber skeptisch gegen weitere Verbesserungen dieser Geräte und benützte erst Jahre später ein Mobiltelefon, als ich nach Aufgabe der eigenen Praxis einen Kollegen vertrat. Bei allen Vorteilen gefiel mir nicht, dass ich während der Fahrten und bei Besuchen von nicht selten unnötigen, sogar sinnlosen Anrufen gestört wurde. Früher filtrierte meine Frau diese, und ich konnte ruhiger arbeiten.

Die neue, junge Generation der Ärzte mit Handys, GPS, iPhones, iPods, iPads und wie alle diese Geräte heissen mögen, hat es in dieser Hinsicht einfacher, bequemer, leichter. Ich glaube, sie verzichtet gerne auf die Unsicherheiten, Überraschungen, Spannungen und Abenteuer, die wir bei unserer Arbeit hatten.

Das alles und noch mehr kam mir in den Sinn, als Tim, mein zweieinhalbjähriger Enkel, einen kleinen Spielarztkoffer bekam. Nebst Stethoskop, Spritze, Verband, Fiebermesser, Reflexhammer und Otoskop lag dort wie selbstverständlich eine ziemlich grosse Attrappe eines, wie wir eben erfuhren, enorm wichtigen Gerätes – eines Handys! Wie schnell sich der Inhalt, die Ausrüstung von Ärztekoffern doch ändert. Und die Zeiten.